Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 62 (1966)

Heft: 1-2

Artikel: Similia similibus

Autor: Trümpy, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-116183

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ETH-BIBLIOTHEK ZÜRICH
DC 2 94094

Similia similibus

von *Hans Trümpy*

Frau Dr. M. Möckli-v. Seggern
zum 70. Geburtstag gewidmet

Vom Prinzip «Similia similibus curantur» ist in der Literatur über Volksmedizin und Aberglauben oft die Rede[1]. Neben dem lateinischen Satze wird dafür gerne auch das griechische Wort «Homöopathie» verwendet[2]. So lesen wir in Jungbauers bekanntem Werk[3]: «Der Grundsatz der Homöopathie, dass Ähnliches durch Ähnliches geheilt wird (Similia similibus curantur), taucht in grossem Ausmasse, in allerlei Abarten und nahezu mechanisch bis auf Einzelheiten ausgebaut, in der Volksmedizin immer wieder auf und bildet für sie einen der festesten und wichtigsten Grundpfeiler.» Oder bei Stemplinger[4]: «Demselben Prinzip entspringt die sogenannte Zauberhomöopathie, die gleichstarke Dämonen durch gleichstarke Gegendämonen zu paralysieren sucht (similia similibus). So hatte nach weitverbreitetem Glauben die Asche der Maus die Kraft, andere Mäuse zu verscheuchen, der rote Hund – Feuertier – die Macht, Hitze abzuwehren.» Zu Unrecht führt Stemplinger die lateinische Formel auf «F. S. Hahnemann, den Begründer der Homöopathie», zurück[5]; Hahnemann gab zwar dem Worte «Homöopathie» als Erster einen spezifisch medizinischen Sinn, doch berief er sich für seine Methode auf Hippokrates[6]. Die lateinische Formel aber wurde lange vor ihm geprägt; zuerst finden wir sie, noch ohne das Verb curare, um 400 nach Christus bei dem gelehrten Macrobius: Scimus autem similibus similia nutriri; er zitierte dazu den griechischen Philosophen Empedokles, der als Erster aus «Gleiches zu Gleichem» ein philosophisches Prinzip gemacht hatte[7].

[1] Abzuklären bleibt, seit wann.

[2] Vor allem offenbar seit Frazer; vgl. unten Anm. 17.

[3] Gustav Jungbauer, Deutsche Volksmedizin, Berlin-Leipzig 1934, 79.

[4] Eduard Stemplinger, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen, Leipzig 1922, 87; vgl. auch Stemplingers späteres Buch: Antiker Volksglaube, Stuttgart 1948, 185 ff.

[5] Eduard Stemplinger, Sympathieglaube und Sympathiekuren in Altertum und Neuzeit, München 1919, 44. Zu Hahnemann vgl. Hugo Schulz, Similia similibus curantur[3], München 1925; Rudolf Tischner, Das Wesen der Homöopathie, Stuttgart 1950.

[6] Schulz (wie Anm. 5) 25; Tischner (wie Anm. 5) 13; Carl Werner Müller, Die Heilung 'durch das Gleiche' in den hippokratischen Schriften De morbo sacro und De locis in homine, in: Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 49 (1965) 225 ff. (freundlicher Hinweis von Prof. F. Heinimann) zeigt, dass die Berufung auf Hippokrates im Grunde unberechtigt war.

[7] Walter Kranz, Empedokles, Zürich 1949, 91 mit Hinweis auf Diels-Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, Empedokles B 90.

Seit kurzem sind wir dank den Untersuchungen von Carl Werner Müller über solche Gedankengänge im alten Griechenland gut informiert[8]; Müller vermutet, dass die Ärzte in der Zeit des Hippokrates bereits «homöopathisch» heilten, ohne noch diesen Ausdruck zu verwenden[9]: «Honig gilt allgemein als Purgativ der gelben Galle. Bei Gelbsucht... wird daher mit Vorliebe Honig oder Honiggetränk verordnet. Die Übereinstimmung der Farbe dürfte bei der Auswahl dieses Mittels nicht ohne Bedeutung gewesen sein.» Für spätere Zeit lässt sich auf jeden Fall nicht bezweifeln, dass man schon der gelben Farbe allein Heilkraft zutraute. Plinius d. Ä. empfiehlt unter andern Mitteln gegen die Gelbsucht einen Trank, in dem die gelben Füsse eines Huhns gebadet haben[10]. «Noch Linné glaubte, dass gelbblühende Pflanzen auf die (gelbe) Galle wirken.» [11]– Nach dem heutigen Stand der Kenntnisse findet sich die volle Formel «Similia similibus curantur» zuerst bei Paracelsus[12], doch unterschied bereits um 600 Isidor von Sevilla die beiden Heilungsmethoden, die man heute Allopathie und Homöopathie zu nennen pflegt[13]: «Omnis autem curatio aut ex contrariis aut ex similibus adhibetur.»

Eine gelehrte Kontinuität wird da deutlich genug, und doch fragt es sich, ob ähnliche Fälle in der heutigen volktsümlichen Medizin antikes Erbe sein müssen. Wir wissen etwa, dass man sich in der Steiermark den Ehering oder eine Goldmünze zum Schutz vor der Gelbsucht um den Hals hängte[14]. Ist es eine Anwendung des antiken Prinzips, wenn man in der Steiermark und in Böhmen den Rotlauf (einen Ausschlag) mit einem (roten) Kupferamulett zu heilen hoffte und sich in Sachsen und im Sarganserland mit demselben Mittel vor der Gesichtsrose schützen wollte[15]? Müller hat für die Similia-Heilung der griechischen Ärzte ein volkstümliches Substrat vermutet[16]; damit

[8] Carl Werner Müller, Gleiches zu Gleichem (Ein Prinzip frühgriechischen Denkens), Wiesbaden 1965; über Empedokles 50ff.; vgl. auch die unter Anm. 6 genannte Spezialuntersuchung Müllers.

[9] Müller (wie Anm. 8) 146.

[10] Nat. hist. 30, 93; vgl. auch 37, 170 (freundlicher Hinweis von F. Heinimann).

[11] Müller (wie Anm. 8) 146, Anm.

[12] Encyclopaedia Britannica unter «Homoeopathy». Tischner (wie Anm. 5) ist im Gegensatz zu andern Autoren bemüht, den Einfluss des Paracelsus auf Hahnemann gering anzuschlagen.

[13] Müller (wie Anm. 6) 248: Isidor, Origines, 4, 9, 5.

[14] Olbrich, HDA 3, 918; ebenso im heutigen Griechenland, wo laut Sir James George Frazer, The Golden Bough, Part I³, London 1932, 80 die Krankheit selber χρυσῆ (die goldene) heisst.

[15] Olbrich HDA 5, 837; Werner Manz, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes, Basel 1916, 63.

[16] Müller (wie Anm. 8) 146f.

aber sind wir berechtigt, verwandte Fälle aus unserer Zeit nicht unbedingt als (etwa über Paracelsus vermitteltes) antikes Erbe zu betrachten, sondern spontane Neuschöpfung in Erwägung zu ziehen, d. h. ihre Wurzeln in der menschlichen Seele zu suchen.

Vorerst ist eine terminologische Klärung nötig. Frazer hat die Magie in «Homoeopathic or Imitative Magic» einerseits und «Contagious Magic» anderseits geschieden[17]. Unter der homöopathischen Magie behandelt er, ohne hier weiter zu scheiden, «Similia similibus» und das, was man Analogiezauber zu nennen pflegt, nebeneinander. Dabie ist die Heilung der Gelbsucht mit gelbem Stoff doch etwas völlig anderes, als wenn griechische Ärzte etwa «ein Getränk mit blutroten Beeren» verschrieben, «um das Stocken der Menstruation zu beseitigen»[18]. Im ersten Falle wird etwas schon Vorhandenes mit Gleichartigem vertrieben, im zweiten soll etwas nicht Vorhandenes per analogiam hervorgerufen werden. So hat Friedrich Pfister eine scharfe Scheidung gefordet[19], mit vollem Recht, weil die psychologischen Voraussetzungen für «Similia similibus» offenbar ganz andere sind als für den Analogiezauber. Aber gerade darum hat man sich anscheinend kaum bemüht. Gewiss passt die Heilkraft der Farbe, die der Krankheit entspricht, zur Idee von der «Sympathie des Alls»[20], aber die Ursprünge solcher Massnahmen sind damit kaum geklärt; denn Einzelfälle werden doch der Abstraktion vorausgegangen sein. Müller bemerkt[21], es scheine sich «ursprünglich um die Vorstellung einer dämonisch-animistisch gedachten 'Kraft' zu handeln, die, da sie die Krankheit verursacht, auch allein die Macht besitzt, sie wieder zu heilen». Das mag für manche Fälle richtig sein, vor allem in nachträglicher Deutung; die ursprüngliche Veranlassung aber sehe ich in einem ganz einfachen Gedankengang, der den Glauben an Krankheitsdämonen zwar nicht ausschliesst, jedoch nicht voraussetzt. Den Mut, einen individuellen Fall kindlicher Magie zum Verständnis des Volksglaubens heranzuziehen, geben u.a. die Untersuchungen von Karl Zeininger[22], wo dargelegt ist, wie oft spontane Schutzmassnahmen von Kindern den primitiven Formen des Aberglaubens entsprechen; leider figuriert darin der Typus nicht, der hier geschildert werden soll.

[17] Frazer (wie Anm. 14) 52ff.

[18] Müller (wie Anm. 8) 147.

[19] In seinem HDA-Artikel «Analogiezauber» (1, 386) hat er einen Artikel «Similia similibus» angekündigt, ohne später das Versprechen einzulösen.

[20] Stemplinger (wie Anm. 5) 44.

[21] Müller (wie Anm. 8) 149.

[22] Karl Zeininger, Magische Geisteshaltung im Kindesalter und ihre Bedeutung für die religiöse Entwicklung, Leipzig 1929.

Ein zweijähriger Knabe fürchtete sich vor Ohrfeigen. Wenn er spürte, dass sich der Vater in strafender Absicht näherte, gab er sich selber einige Schläge. Das bedeutete offenbar: Das Unangenehme habe ich selber bereits besorgt[23]. In derselben Weise dürfen wir vermutlich alle Fälle vom reinen Typus des Similia-Prinzips verstehen. Wer sich Gold zum Schutze vor Gelbsucht umhängt, kann zum Ausdruck bringen wollen: Die gefürchtete Farbe ist bereits da. – Bei den Römern schützten Meteorsteine (ceraunei lapides oder lapides fulminis genannt) vor Blitzen, weil sie nach antiker Vorstellung über Blitze auf die Erde transportiert worden waren[24]. Wer das Meteorsteinamulett trug, verfügte also gewissermassen über einen Blitz in harmloser Form. – Es kann antikes Erbe, aber ebenso gut eine spontane Neubildung sein, was uns 1915 von schweizerischen Soldaten berichtet wurde[25]: «Im Kriege bleibt man vor den feindlichen Kugeln verschont, wenn man durch Blitzschlag gesplittertes Holz einer Pappel im Sack bei sich trägt.» Ein weiterer Kugelschutz erklärt sich am besten nach dem gleichen Prinzip[26]: Es kam vor, dass Soldaten drei Erbsen zu sich nahmen und sie auf drei verschiedene Kleidungsstücke verteilten. Dazu wechselten sie täglich das Versteck dieser Schutzmittel. Begründung: «Der alltägliche Wechsel der Erbsen soll Beweglichkeit gegenüber Angriffen von mehreren Seiten verleihen.» Das bleibe unerörtert; die Erbsen jedoch verstehen sich offensichtlich daraus, dass man Gewehrkugeln auch «blaue Bohnen» nennt.

Wenn unsere Deutung richtig ist, so ist das Similia-Prinzip primär eine Schutz- und nicht eine Heilungsmassnahme; wenn es auch zur Therapie herangezogen wird (Beispiele sind bereits genannt), so erklärt sich das daraus, dass Prophylaxe und Heilung in der volkstümlichen Vorstellung sehr leicht vermengt werden[27].

[23] Man darf diesen Fall nicht mit der in der psychologischen Literatur bekannten «Selbstbestrafung» zur Entlastung des schlechten Gewissens verwechseln; vgl. dazu z.B. Theodor Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis, Leipzig 1928; Heinrich Meng, Strafen und Erziehen[3], Bern 1935, 44ff.; Hans Zulliger, Umgang mit dem kindlichen Gewissen, Stuttgart 1953, 86ff. Näher steht unserem Falle, was William Stern, Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr[7], Heidelberg 1952, 492 von seiner 3 ½jährigen Tochter berichtet: Sie pflegte sich selber mit einem Klaps zu bestrafen, jedoch erst auf den Rat ihrer Eltern.

[24] S. Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der unbelebten Natur, Stuttgart 1929, 181ff. nach verschiedenen antiken Autoren mit Angaben über das Weiterleben der Vorstellung im Mittelalter.

[25] Hanns Bächtold, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben, in: SAVk 19 (1915) 217..

[26] Ebenda 216.

[27] Vgl. Seligmann (wie Anm. 24) 7f.; Åke Hultkrantz, The Healing Methods of the Lapps, in: Arv 18/19 (1962/63) 334.

Weitere Fälle lassen sich unschwer in der angeführten Weise deuten. Nach der Meinung eines älteren Forschers[28] wären im Altertum gewisse pflanzliche Amulette gewählt worden, weil sie einer bestimmten Gottheit heilig oder selber Dämonen waren, doch gelingt es ihm nicht, eindeutige Beispiele anzuführen. Völlig überzeugend ist dagegen sein Hinweis auf Similia similibus im folgenden Falle: Ein bestimmtes Kraut hiess Skorpion, weil sein Same dem Schwanz des Skorpions gleicht. Darum schützte es nach römischem Glauben vor dem unerwünschten Tier. – Dass Geister und Hexen auf Wegkreuzungen hausen, ist wohl auch im germanischen Gebiet antikes Erbe; dagegen mag sich in Norwegen und Dänemark daraus spontan der Glaube entwickelt haben, dass Erde von solchen Stellen gegen Behexung nützlich sei[29]. Auf jeden Fall schützt auch hier der Hexenstoff in homöopathischer Dosis vor der Behexung. Wenn in Schweden Kindern Friedhoferde ins Bett gelegt oder in Säcklein umgebunden wird[30], so soll der harmlos dosierte «Totenstoff» offenbar vor tödlicher Erkrankung schützen.

Dass wir auf antiken Trinkgefässen so oft Augen als Mittel gegen den bösen Blick finden, das erklärt sich am leichtesten in derselben Weise. Der beste Kenner der Materie, Seligmann[31], meinte, glänzendes Metall sei darum als Amulett gegen den so gefürchteten Blick beliebt, weil es «den Blick des Bösäugigen» auf sich zu ziehen und so vom Opfer abzulenken vermöge. Es bleibt zu erwägen, ob nicht auch dahinter eine «homöopathische» Massnahme steckt: Wenn ich ein glänzendes Metallstück auf mir trage, so habe ich mir den Glanz der bösen Augen in unschädlicher Form schon verschafft, und somit bin ich dagegen immun. – Nach einer bernischen Quelle aus der Mitte des letzten Jahrhunderts[32] glaubte man, wer eine schwarze Katze oder ein schwarzes Huhn im Hause habe, sei vor bösen Leuten geschützt; auch das ist offensichtliche «Zauberhomöopathie». – Wahrscheinlich gehört auch die Methode, mit Feuer Regen herbeizuzaubern[33], in die gleiche Kategorie: Dem Himmel soll bedeutet werden, dass unten die

[28] Gerhard Kropatschek, De amuletorum apud antiquos usu, Diss. Münster 1907, 41 ff.; bes. 44 (nach Plinius, Nat. hist. 22, 39).

[29] Seligmann (wie Anm. 24) 151.

[30] Carl-Herman Tillhagen, Folklig läkekonst[2], Stockholm 1962, 302.

[31] Seligmann (wie Anm. 24) 157.

[32] Volksthümliches aus dem Kanton Bern (Localsagen und Satzungen des Aberglaubens), gesammelt von Heinrich Grunholzer; zusammengestellt und herausgegeben von J. E. Rothenbach, Zürich 1876, Nr. 293 f.

[33] Vgl. A. Bertholet, in: SAVk 20 (1916) 34 f.; ich habe diesen Zauber in Brusino-Arsizio am Luganersee an einem heissen Sommerabend 1940 miterlebt.

Hitze in ausreichendem Masse vorhanden sei. Hier wäre aus der Prophylaxe wieder Therapie geworden. – Überzeugend wirkt nach allem Vorausgehenden die Deutung, die Melchior Sooder einer eigenen Beobachtung gegeben hat[34]: «Im Hornbachgraben (Emmental) sah ich vor etlichen Jahren die Mumie eines zu früh geworfenen, 'uzytigen' Kalbes an der First einer alten Küherhütte hangen; offenbar wollte der Küher weiterem Übel abwehren.»

Die Liste liesse sich verlängern; einstweilen mögen die angeführten Proben als Diskussionsgrundlage genügen. Wie nahe die vorausgesetzten einfachen Denkvorgänge zu allen Zeiten liegen, mag immerhin noch der Schluss von Thomas Manns Novelle «Das Eisenbahnunglück» zeigen: «Ja, das war das Eisenbahnunglück, das ich erlebte. Einmal musste es ja wohl sein. Und obgleich die Logiker Einwände machen, glaube ich nun doch gute Chancen zu haben, dass mir sobald nicht wieder dergleichen begegnet.»

[34] Melchior Sooder, Habkern, Basel 1964 (Volkstum der Schweiz, Bd. 10), 135 f.